



Wiesbaden, 10. August 1906.

*** Bestellung gewerblicher Sachverständiger.** Die Handwerkskammer schreibt und: Der Minister für Handel und Gewerbe schreibt an den Vorort des Deutschen Handwerks- und Gewerbelammetags Hannover. Auf den Antrag vom April 1904 betreffend die Bestellung gewerblicher Sachverständiger. Nach § 103, 103a, 88, Absatz 3, 103n, Absatz 1 der Gewerbeordnung sind die Handwerkskammern schon jetzt befugt, ihrerseits zum Zweck der Erstattung von Gutachten und zur Schlichtung gewerblicher Streitigkeiten Sachverständige zu bestellen und für die Inanspruchnahme dieser Veranstaltung Gebühren zu erheben, sofern sie mit meiner Genehmigung in ihrem Statut eine entsprechende Bestimmung aufgenommen haben. Eine Vereidigung dieser Sachverständigen würde allerdings nur auf Grund eines besonderen Gesetzes statthaft sein. Zum Erlaß eines solchen Gesetzes liegt jedoch ein genügender Anlaß nicht vor, da durch die von den Kammern erfolgende Bestellung der Sachverständigen auch ohne deren Vereidigung den in dem Antrage des Vororts ausgesprochenen Wünschen Rechnung getragen werden kann. Die von den Kammern bestellten Gutachter sind, auch wenn sie nicht vereidigt werden, öffentlich bestellte Sachverständige im Sinne des § 404 Z. P. O. und des § 73 Str. P. O., und daher zur Abgabe gerichtlicher Gutachten vorzugsweise berufen. Auch was ihre außergerichtliche Tätigkeit anlangt, ist die sorgfältige Auswahl geeigneter Persönlichkeiten vorausgesetzt, zu erwarten, daß die von der Kammer ausgewählten und daher durch ihre Autorität gestützten Sachverständigen sich auch ohne besondere Vereidigung bald das zu einer erspriechlichen Tätigkeit erforderliche Vertrauen der beteiligten Preise erwerben werden. Ich kann daher — soweit ein Bedürfnis dazu vorliegt — den Kammern nur anheimgeben, selbständig mit der Bestellung der Sachverständigen vorzugehen, nachdem sie eine Genehmigung zu einer entsprechenden Aenderung ihrer Statuten eingeholt haben. Das unter dem 14. Februar d. J. (Z. V. 241) überreichte Material füge ich wieder bei. Im Auftrage: Ges. v. Seefeld.

*** Theosophischer Kongress.** Wir werden am Aufnahme folgenden Zuschrift erhalten: Zu dem Theosophischen Kongress, der vom 4.—6. August in Nürnberg stattfand, hatten sich Gäste aus aller Herren Ländern eingefunden. Begrüßungsschreiben, Telegramme und Sympathiebekundungen liefen von Personen und Gesellschaften in großer Zahl ein. Der erste Vortragabend brachte ein Referat von H. Rudolph-Leipzig über „Unser Sonnenystem“. Die übrigen 4 Referate behandelten in wesentlicher übereinstimmender Weise das große Erlösungsproblem. Sie behandelten auf dem Gedanken, daß sich in allem Bewußtsein Willen und Leben ein geistiges Urwesen offenbart und daß der Mensch in dem Maße Frieden und Freiheit verwirklicht, in welchem er zum Bewußtsein seiner göttlichen Natur erwacht. „Es klingt in Ewigkeit sein Ton so lieblich fein, als wenn das Menschenherz mit Gott stimmt überein.“ — In den Kongressverhandlungen des zweiten Tages über „Die Theosophische Verbrüderung der Menschheit und den Weg zu ihrer Verwirklichung“ führte u. a. Friedrich Jaskowski-Leipzig aus: Die Theosophische Verbrüderung ist der innere Zustand des von der Wahrheit erleuchteten Menschen; das höhere Selbst, mit dessen Selbstbewußtsein die göttlichen Kräfte (Einsicht, Liebe, Glück) im Herzen erwachen. Wie man die Wärme um so weniger wahrnimmt, je weiter man sich von ihrer Quelle entfernt, so leidet der Mensch genau in dem Grade, in welchem er seinem unsterblichen Wesen, dem Prinzip der Theosophischen Verbrüderung in sich unten wird. — In diesem Sinne sprach sich auch Ernst Gortemann-Bremen aus, indem er betonte, der Mensch erlange die unerschütterliche Ruhe nur dadurch, daß er alles Unruhe Schaffende von sich tue. Die Theosophische Verbrüderung sei die unbedingte Liebe zu allen Wesen. — Am Sonntag sprach Dr. Franz Hartmann-Florenz über den Zweck der Theosophischen Gesellschaft. Er führte aus, der Zweck sei, einen Kern zu bilden einer allgemeinen geistigen Menschenverbrüderung auf Grundlage der Erkenntnis der Einheit des Wahren in allem. A. Hartmann-Leipzig bezeichnete als „Das Wesen der Religion“ die Selbsterkenntnis der Wahrheit im Gemüt und lebendige Solidarität im Willen und Bewußtsein mit dem Selbst der Menschheit. Als Mittel zur Erreichung dieses Entwicklungszweckes nannte er: Selbstaufklärung und Selbsterlebung. — Am Montag sprach Hoving-Amsterdam über „Religion und Illusion“; darauf Krumm-Heller-Santiago an der Hand von ihm selbst ausgegrabener Schädel und Steinreliefs über „Die Weltanschauung der Inka“. Den Vortrag, die sämtlich mit großem Beifall aufgenommen wurden, schloß sich eine rege Aussprache an. Als Ort des Allgemeinen Theosophischen Kongresses für 1908 wurde auf Beschluß der Versammlung Wiesbaden gewählt.

*** Die Karten zu früh ausgedeckt** hat ein hohes Bräutchen in Mannheim, das dieser Tage dort den untreu gewordenen Bräutigam verlagern wollte. Zu Ruh und Frommen der Beser sei die Geschichte von dem jungen Mann, der seinen Kopf noch rechtzeitig aus der Schlinge gezogen hat, hier erzählt: Ein Mannheimer Kaufmann hatte sich mit einer Verkäuferin verlobt, die auf Wunsch des Verlobten ihre Stellung als Verkäuferin aufgab und ins elterliche Haus zurückkehrte. Nach fünf Monaten hob der Verlobte das Verlöbniß wieder auf. Die frühere Verlobte klagte unter der Behauptung, daß das Verlöbniß ohne jeden Grund gelöst wurde, auf Ersatz des ihr durch die Aufhebung entstandenen Schadens, den sie wie folgt berechnete: 1. Einkommensverlust infolge ihres Austritts aus dem Geschäft; 2. Auslagen für die Aussteuer; 3. Anschaffung von besonderen Kleidungsstücken; 4. Auslagen von Reisekosten. Es ergab dies insgesamt eine Summe von mehr als 2000 Mark. Der bisherige Bräutigam entgegnete, er sei keineswegs ohne Grund vom Verlöbniß zurückgetreten. Die Klägerin sei während der Zeit ihres Verlobtseins sehr launenhaft, zänktisch und unfreundlich gewesen; sie habe oft, wenn beide beisammen gewesen seien, kein Wort gesprochen; dabei meistens ein Gesicht gemacht, als wenn sie mit ihm nicht zutreiben gewesen wäre. Auch habe sie häufig um Kleinigkeiten halber großen Streit mit ihm angefangen. Er habe sich daher gesagt, daß er mit der Klägerin eine glückliche Ehe nicht würde führen können. Das Landgericht wies die Klägerin mit ihrer Klage ab, weil durch die Beweisaufnahme die Angaben des Beklagten bestätigt wurden. Dem Beklagten könne nicht zugemutet werden, die Klägerin, deren Verhalten auf ein ganz häufigen Charakter schließen lasse, zu heiraten, da die zu schließende Ehe aller Voraussicht nach unglücklich geworden wäre. Der Rücktritt vom Verlöbniß sei daher begründet gewesen; die Klägerin habe infolgedessen keinen Anspruch auf Ersatz des ihr durch die Aufhebung des Verlöbnisses angeblich entstandenen Schadens.

*** Unterirdische Mächte.** Man berichtet dem „Kf. Gen.-Anz.“ aus Kassel: Eine eigentümliche Beobachtung macht man z. Bt. am östlichen Abhange des „Reihner“, der höchsten Erhebung des heissen Berg- und Hügellandes. In der Nähe des früheren Bergamtes Schwalbental hat vor mehreren Jahren ein größerer Erdbinbruch stattgefunden, der von einem gewaltigen unterirdischen Getöse begleitet war. Seitdem ist die Senkung immer tiefer geworden und das Merkwürdige daran ist, daß nunmehr an verschiedenen Stellen zwischen dem mächtigen Basaltgestein dichter Kohlenqualm emporsteigt, der in weitem Umkreise die Bäume schwärzt und die Vegetation beeinträchtigt. Offenbar wird hier unter der Erde ein Kohlenlager von großer Mächtigkeit durch Feuer vernichtet, und es besteht Gefahr, daß die dadurch im Erdinneren gebildeten Höhlungen weitere Einbrüche der Erdoberfläche im Gefolge haben werden. Umweit Schwalbental kann man noch an zwei anderen Stellen Erdfenkungen beobachten, die von ähnlichen Erscheinungen begleitet sind.

*** Ein Freischwimmer um die Meisterschaft vom Main** findet am Sonntag, den 2. September, 1/2 Uhr nachmittags, auf der Streda Gerbermühle bis zur Obermainbrücke in Frankfurt statt. Länge der Bahn 1500 Meter, Einsatz 8 M. Der Sieger erhält goldenen Adler, Ehrenurkunde und den Titel „Meisterschwimmer vom Main 1906—07.“ Zugelassen sind alle Herrenschwimmer aus dem Gebiete des Mains und alle Nebenflüsse. Verschllossene Meldungen bis 28. August an H. Bernhardt, Frankfurt a. M., gr. Kornmarkt 10.

*** Sängerkor Wiesbaden.** Der am letzten Sonntag unternommene Familien-Ausflug des Vereins nach Hülborn verlief bei starker Beteiligung in jeder Hinsicht auf das Beste. Von Gonsenheim aus führte ein schöner Waldweg die Teilnehmer in ungefähr 1 Stunde nach dem herrlich gelegenen Restaurant. Dort angekommen herrschte bald die fröhlichste Stimmung, welche durch Gesangsvorträge und Tanz noch aufs höchste stieg. Ganz besonders verdient aber auch der Besitzer dieses schönen Restaurants, Herr Karl Brenner, hervorgehoben zu werden, der es versteht, durch gute Speisen und Getränke seinen Gästen einen gemüthlichen Aufenthalt zu bereiten. Mit Stolz kann also der Sängerkor Wiesbaden auf seinen diesjährigen Familien-Ausflug zurückblicken.

*** Der Klub „Edelweiß“** unternimmt am Sonntag, 12. Aug., einen Ausflug nach Diebrich (Saal zur neuen Turnhalle). Dasselbst findet von nachmittags 4 Uhr ab humoristische Unterhaltung mit Tanz statt.

Herm-Bein
Wiesbadener
Privat-
Handels-
Schule.

Hauptbuch.

Rheinstr. Nr. 103 I.

3-4-6- Monatskurse.

Abendkurse, Einzel-Unterricht.

Eintritt jederzeit.

Einfache, doppelte, u. amerikanische Buchführung, Kaufm. Rechnen, Konto-Korrentlehre, Wechsellehre, Korrespondenz, Schönschreiben, Rund- u. Lackschrift, Maschinenschreiben, auf versch. Systemen, Stenographie, Vervielfältigen mit Hektographie, Cyclostyle- u. Drehschreibern, Kontorpraxis.

Für achtmännischen gediegenen Unterricht mit Einzel-Unterweisung garantiert die 30-jährige Praxis des Leiters. 6571

Für Wöchnerinnen und Kranke:

Wasserdichte Bettelagen
ar Motor von Mk. 1.30 bis Mk. 6.75.

Armtragbinden von 80 Pf. an

Augen-, Nasen- und Ohren-Douchen und Spritzen von 25 Pf. an
Augen- und Ohrenklappen und Binden.
Badesalze, wie:

Kreuznacher Mutteraugen-Salz, Stassfurter Salz, Sehtes Seesalz, Vieh- (Bade) Salz, Achte Kreuznacher Mutterauge,

Fichtennadelextrakt und Tabletten,

Bade- und Toiletteschwämme
in grösster Auswahl, Gummischwämme Ia. Qualität, Augen-, Mund- und Ohrenschwämme.

Badethermometer von 40 Pf. an.

Bettpfannen
(Unterzieher, Stechbecken) aus Porzellan, Emaille und Zink in verschiedenen Grössen von Mk. 2.— an.

Bruchbänder von Mk. 1.50 an, Brusthütchen mit Sauger.

Brustumschläge, nach Halsumschläge, Preis-Leibumschläge, nitz, gebrauchsfertig in verschied. Grössen von Mk. 1.— an

Klystierspritzen aus Gummi, Glas und Zinn.

Clystierpumpen, Glycerinspritzen, Clystierrohre aus Glas, Hart- und Weichgummi.

Desinfektionsmittel, wie: Lysol, Lysoform, Carbollwasser, Creolin, Septoform etc.

Einnehmgläser und Löffel, Teekröhen und Krankentassen von 20 Pf. an.

Eisbeutel, **Fieber- (Maximal) Thermometer** von Mk. 1.— an, mit amtlichem Prüfungsschein von Mk. 3.— an.

Fingerlinge aus Patentgummi und Leder.

Frottier-Artikel in grösster Auswahl.

Gesundheitsbinden (Damenbinden) Ia. Qualität per Dtz. von 80 Pf. an.

Befestigungsgürtel hierzu in allen Preislagen v. 50 Pf. an.

Gummibinden, Gummistrümpfe in allen Grössen.

Holzwool-Unterlagen für das Wochenbett.

Hustenpastillen und Bonbons.
Inhalations-Apparate von 1.50 Mk. an.

Injectionsspritzen aus Glas und Hartgummi.

Irrigatore, komplett, mit Mutter-Clystierrohr, von Mk. 1.— an.

Leibbinden in allen Grössen und Preislagen, System Teufel und andere Fabrikate, von Mk. 1.25 an.

Wochenbettbinden in verschiedenen Grössen von Mk. 3.50 an.

Luftkissen, rund und viereckig, in allen Grössen von Mk. 2.75 an.

Massage-Apparate und Artikel.

Medizinische Seifen.

Milchpumpen von 75 Pf. an.

Sämtliche Mineralwässer.

Mundservietten, hygienische, für Kinder.

Mutterrohre aus Glas und Hartgummi.

Nabelbruchbänder, Nabelpflaster und Flecken.

Ohrenhalter für Kinder, **Ozonlampen**, **Pulverbücher**.

Hygienische Handspucknapfe aus Glas, Porzellan u. Emaille

Hygienische Taschen-Spuckflaschen, **Suspensorien**.

gewöhnl. sowie Sportsuspensorien in grösster Auswahl von 45 Pf. an.

Taschen- und Reiseapothecken, **Turnapparate**, **Urinfaschen** männliche und weibliche von 80 Pf. an.

Verbandwatte, chemisch rein, sterilisiert und imprägniert.

Verbandstoffen Binden wie: Cambric, Mull, Gaze, Leinen, Flanell, Ideal etc.

Brandbinden, Verbandgaze, List.

Guttaperchastift, zu Verbänden Billroth Battist, u. wasserdicht Mosettig Battist, Umschlägen.

Verbandkästen, sogen. Notverbandkästen, für das Gewerbe in verschiedenen Zusammenstellungen und allen Preislagen.

Wärmflaschen aus Gummi und Metall von Mk. 1.50 an.

Leibwärmer, **Wundpuder**, aseptisch.

Zimmer-Thermometer Zangenschaber.

Beste Ware! Billigste Preise! Artikel zur Krankenpflege.
Telephon 717. Chr. Tauber, Kirchgasse 6. 2030

Neue Zuckerpreise

Gemahlener Zucker

Pfund	22 und 24 Pf.
bei 10 Pfund	20 und 22 Pf.

Kristallzucker

Pfund	22 und 24 Pf.
bei 10 Pfund	20 und 22 Pf.

Hutzucker

aufgekauft, im Ganzen	22 und 24 Pf.
	Pfund 22 Pf.

Fruchtzucker (flüssig)

das Pfund 24 Pf., in Flaschen zu 25 u. 50 Pfund.

J. C. Keiper,
Kirchgasse 52.

„Safronia“

Safer-Kraft-Brot

dies billigste und rationellste Nahrungsmittel, welches sich auszeichnet durch leichte Verdaulichkeit, knochenbildend und kräftigend wirkt, bringe in empfehlende Erinnerung.

Zu haben in allen Geschäften.

Friedr. Schemenau, Bäckerei
30 Dohheimerstraße 30

Hochheim a. M. — Restauration z. Weibergarten.
Großer Saal — Garten — Regelmäßig — Stallungen.
In Germania-Bier (hell und dunkel), naturl. Hochh. Weine.
Anerkannt gute Küche. 2431
C. Fleischer



Nr. 185.

Samstag, den 11. August 1906.

21. Jahrgang

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ich glaube, daß jene Barden bezahlt sind,“ warf Theobald ein, der in seiner Erregung sein Glas auf einen Zug ausgetrunken und die Depeschen flüchtig gelesen hatte. „Gleichviel, wenn sie den Krieg wollen, dann lieber heute als morgen; in diesem Falle kann es ja nicht früh genug zur Abrechnung kommen.“

„Wir werden wohl beide in dasselbe Husaren-Regiment wieder eintreten, in dem wir zusammen gedient haben, Theobald.“

„Ich bin noch Unteroffizier der Reserve.“

„Und ich vor wenigen Monaten zum Sekondeleutnant ernannt. Du wirst nun auch bald zum Vizewachmeister und nicht lange nachher zum Leutnant ernannt werden.“

Theobald blickte auf, ein herber Zug umzuckte seine Lippen. „Glaubst Du das?“ erwiderte er. „Ich nicht!“ Meines Vaters wegen wird jedes Offizierkorps sich weigern, mich aufzunehmen.“

„Dah, im Kriege wird nicht so scharf gerechnet.“

„Ich mache mir keine Illusionen,“ fuhr Theobald fort, „man wird mich ablehnen, und ich muß mich darin fügen. Was liegt auch weiter daran? Ich kann meinem König und meinem Vaterlande als Unteroffizier ebenso gut dienen. Für mich wäre die Einberufung eine Erlösung aus peinlichen Verhältnissen, für Dich hingegen eine sehr unangenehme Sache. Du wirst aus Deiner Praxis herausgerissen.“

„Die ich im Laufe der Zeit wohl wieder finden werde, wenn ich mit heiler Haut heimkehre,“ fiel Grunau ihm ins Wort. „Nicht mir allein, Tausenden wird dieser Krieg schwere Opfer auferlegen. Handelt es sich um das Wohl und die Ehre des Vaterlandes, so muß man sie mit freudigem Mute bringen und unserem Herrgott das weitere überlassen. Ich habe nicht Weib noch Kind, keine Eltern, nur entfernte Anverwandte, die mein Vermögen erben, wenn ich falle. . . Herrein!“

Die Tür wurde geöffnet, der halbe Dämmerchein des Abends fiel auf das blass, von einem blonden Bart umrahmte Antlitz eines jungen Mannes, der auf der Schwelle stehen blieb und den forschenden Blick einige Sekunden lang auf dem Freunde ruhen ließ. „Mein Name ist Ferdinand Renard, ich war Trompeter in unserem Husaren-Regiment und stand bei derselben Schwadron . . .“

„Natürlich kennen wir Sie noch, treten Sie nur ein,“ unterbrach der Advokat ihn mit herzlicher Freundlichkeit. „Ihr Besuch gilt jedenfalls mir. Sie wollen doch nicht jetzt einen Prozeß beginnen?“

Ein trübes Lächeln glitt flüchtig über das Gesicht Renards; er legte seinen Hut auf einen Stuhl und trat langsam näher. „Wenn niemand händelsüchtiger wäre als ich, so würden die Herren Advokaten wohl wenig Arbeit haben,“ erwiderte er. „Nein, Herr Doktor, ich wollte Sie nur bitten, dem alten Kameraden, der nun bald Ihr Kriegsgefährte sein wird, einen guten Rat zu geben. Die Sache ist nämlich die: Meine Schwester befindet sich in Paris und man saß mir so kann nicht mehr

heraus, alle Deutschen, die dort wohnten, würden ins Gefängnis geworfen.“

„Na, na, so gefährlich wird es wohl nicht sein,“ scherzte Grunau.

„Ich habe ihr schon ein Telegramm schicken wollen, aber es wurde nicht angenommen. Und wie das Volk auf den Boulevards rast und auf die Preußen schimpft, werden Sie auch schon in den Zeitungen gelesen haben.“

„Strohfeuer, bester Freund!“

„Sagen Sie das nicht, ich kenne den Pariser Janhagel besser; wenn dessen Leidenschaften einmal entseßelt sind, dann kann nur Pulver und Blei ihnen wieder die Zügel anlegen. Ich war längere Zeit in Paris,“ fuhr Renard während er, der Einladung Grunaus folgend, Platz nahm. „Ich bin nämlich Portefeuille-Arbeiter, und in diesem Artikel wird nirgends so geschmackvoll gearbeitet wie in Paris. Da bin ich denn hingegangen, um mich weiter auszubilden, und als ich dort war, schrieb ich meiner Schwester, sie möchte gern eine Stelle als Gouvernante in Paris annehmen, und es gelang mir auch, eine solche für sie zu finden. Wir sind beide sehr strebsam, Herr Doktor, Leontine und ich, wir müssen uns selbst fortbilden und weiterhelfen, denn unsere Mutter ist die Witwe eines Subalternbeamten, und ihre kleine Pension reicht eben hin, daß sie sich ernähren kann, Leontine hatte eine gute Stelle gefunden, die sie nicht verlassen wollte, als ich vor einem halben Jahre hierher zurückkehrte. Gegen ihr Bleiben ließ sich ja auch damals nichts einwenden, denn an die Möglichkeit eines Krieges dachte niemand; sie schrieb noch vor kurzem sehr vergnügt, und unsere gute Mutter war froh darüber, sie so gut versorgt zu wissen. Nun ist das plötzlich anders geworden; wir würden gern unser letztes hergeben, könnten wir das arme Kind aus der tollen Stadt herausholen.“

Hubert Grunau blickte gedankenvoll den Rauchwölkchen seiner Zigarre nach, flüchtig streifte sein Blick den Freund, der in Brüten versunken auf das Gespräch nicht achtete.

„Und nun wollen Sie von mir einen Rat haben?“ fragte er.

„Ich bitte darum, Herr Doktor.“

„Der einzige, den ich Ihnen geben kann, ist: Haben Sie Geduld! Wären Sie ein freier Mann, so würde ich Ihnen sagen: Versuchen Sie über Belgien nach Paris zu gelangen; da Sie jedenfalls fertig französisch sprechen, würde es Ihnen am Ende nicht schwer fallen, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Aber ein freier Mann sind Sie nicht mehr. Sie haben vielleicht morgen schon Ihre Einberufung zum Regiment zu erwarten, also müssen Sie hier bleiben. Im übrigen sage ich Ihnen noch einmal, ich glaube nicht, daß die Sache so gefährlich ist; man wird in Paris nach preussischen Spionen suchen, aber schwerlich sich an einem jungen Mädchen vergreifen. Zudem muß doch auch die Herrschaft, bei welcher sie sich befindet, sie schützen. Kennen Sie dieselbe?“

„Graf Camille de Montereau,“ nickte Renard.

„Wie, Graf Camille?“

„Ja, ein braver Herr, aber was will das heißen!“ Ist unter dem Hausgesinde nur eine Person, die meiner Schwester nicht wohl gesinnt ist, so gebe ich nichts für den Schutz des Grafen.“

„Denken Sie nicht gleich das Schlimmste,“ tröstete der Advokat. „Wenn Sie schon den Mut verlieren, welche Sorge wird dann Ihre Mutter sich machen. Ist der Graf ein braver Mann, so wird er Ihre Schwester schützen bis Sie ungefährdet nach Hause reisen kann; außerdem sind ja auch Konsuln in Paris, die jedenfalls sich der Deutschen annehmen werden. Halten Sie den Kopf oben, Renard, ich erinnere mich, Sie waren der Spasmacher der Schwadron, Sie und wir alle werden Ihren Humor nötig haben, wenn der wilde Kriegstanz beginnt.“

„Sind wir erst so weit, werde ich auch meinen alten Humor wiederfinden,“ erwiderte Renard mit einem leisen Seufzer, während er die Hand langsam über den blonden Bart gleiten ließ, „ich muß natürlich dann aller Sorgen mich entschlagen.“

Rauschende Musik und vielstimmiger Gesang, dazwischen Trommelwirbel und jauchzender Hurraruf erklang in diesem Augenblick aus der Ferne herüber.

Näher und näher kam es, immer mächtiger schwellen die Klänge, in der nächsten Minute schon hörte man auch die taktmäßigen Schritte einer militärisch marschierenden Menge.

Theobald war aus seinem Brüten aufgeschwungen, die Freunde eilten ans offene Fenster.

Von einem Musikkorps begleitet, marschierte eine fast unübersichtbare Volksmenge mit lautem, fast feierlichem Gesang vorbei. Handwerker im Arbeitsanzug, elegante Herren, behäbige Spiehbürger, Soldaten und Beamte in Uniform, Tagelöhner, Männer mit weißen Haaren, Jünglinge, die kaum dem Knabenalter entwachsen waren, sie alle Arm in Arm, und aus jedem Angesicht leuchtete jene edle, ernste Begeisterung, die dem Heldentum auf dem Schlachtfelde freudig entgegengeht.

Unter der Menge befand sich auch ein Schreiber Grunau, er trat ans Fenster, fast atemlos verkündete er den Freunden, daß die Kriegserklärung Frankreichs eingetroffen sei.

„So wollen wir nun auch das unserige tun, wie es braven Männern geziemt,“ sagte der Advokat, während er an den Tisch zurücktrat und die Gläser noch einmal füllte. „Stoßen wir an, unser Helikonkönig soll leben, hoch! Und nun hinaus!“ fuhr er fort, als das Hoch verklungen war. „Ich muß unter Menschen, muß selbst die Depeschen lesen und meiner Begeisterung Luft machen.“

Theobald nahm den Hut und folgte den beiden anderen, aber als sie das Haus verlassen hatten, legte er seine Hand auf den Arm des Freundes und nötigte ihn, stehen zu bleiben. „Mich laß nach Hause gehen,“ bat er mit ernster Miene. „Zu viel ist heute auf mich eingestürzt. Du wirst verstehen, daß ich das Bedürfnis fühle, mit meinen Gedanken allein zu sein.“

„Morgen sehe ich Dich wieder?“ fragte Grunau, den Händedruck Theobalds erwidern.

„Gewiß; Du weißt, daß ich vorher noch einen schweren Gang zu machen habe; ist das geschehen, komme ich zu Dir. Gute Nacht!“

Er nickte den beiden noch einmal zu und bog in eine stille Straße ein; die beiden anderen folgten der singenden Menge, der Renard sich angeschlossen, während der Advokat in seinen Klub eilte, um dort die neuesten Depeschen zu lesen und mit seinen Bekannten zu politisieren.

Am Morgen nach jenem denkwürdigen 15. Juli des Jahres 1870 brachten die Zeitungen schon den Mobilmachungsbefehl für die ganze norddeutsche Armee.

In einem luxuriös ausgestatteten Gemach seines prächtigen Hauses saß der Rentner Werner Unger mit Frau und Tochter beim Frühstück. Die hohe Glastür zur Gartenterrasse war offen, aber heute wollte man nicht draußen frühstücken, man wußte sich dort vor den horchenden Ohren der Dienerschaft nicht sicher, und es wurden in dieser Stunde in dem kleinen Familienkreise Dinge verhandelt, von denen das geschwätzige Dienstpersonal einstweilen nichts erfahren sollte.

Werner Unger war ein sehr reicher Mann und daneben ein sehr großer Brähler, das erkannte man auf den ersten Blick, mochte dieser Blick nun auf seine eigene, sehr belebte Person, oder auf die Ausschmückung seiner Prunkgemächer fallen.

Er hatte seinen Reichtum teilweise durch glückliche Spekulationen in Del und Getreide, teilweise durch einen sehr bedeutenden Lotteriegewinn erworben; nun ruhte er als Rentier auf seinen leicht errungenen Vorbeeren aus, und jeder zog vor ihm den Hut bis auf die Erde.

Das rote, schwammige Gesicht mit dem grauen, unter der Schere kurz gehaltenen Vollbart und der hohen, breiten Stirn ließ eher auf einen brutalen, rücksichtslosen Charakter, als auf Intelligenz und Gutmütigkeit schließen, und diejenigen, die ihn

näher kannten, mußten bezeugen, daß diese Schlussfolgerung der Wahrheit entsprach.

Seine Gattin, die bedeutend jünger als er war, konnte noch heute mit der nicht minder schönen Tochter ohne Wangen in die Schranken treten. Sie waren beide hohe, schlanke Figuren, den tabellofen Wuchs, die vollen Formen, das griechische Profil, das bläulich schimmernde schwarze Haar, die dunklen, bligenden Augen, die rösigen Lippen und den zarten Teint, selbst die lieb-reizenden Grübchen in Finn und Wangen, das alles hatte Erna von ihrer Mutter geerbt, nur nicht den stolzen, herausfordernden Blick und das kokette Lächeln, womit Madame noch jetzt die Herzen der Männer im Fluge eroberte.

Erna war eine sinnige Natur: sie besaß ein tiefes, reiches Gemüt, aber ihrem schwachen Charakter fehlte die Willensfestigkeit. Das schöne Haupt auf den stürmisch wogenden Wogen gesenkt, saß sie, starr vor sich hinstehend, in dem blauiseidenen Sessel, das Frühstück hatte sie noch nicht berührt. Ihre Mutter beschäftigte sich mit den Morgenzeitungen, denen sie ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen schien.

Werner Unger ließ den forschenden Blick bald auf seiner Frau, bald auf der Tochter ruhen. „Er kann nichts dafür, behauptest Du,“ wandte er sich endlich zu Erna. „Nun, mag sein, aber Gewißheit gibt mir Deine Behauptung noch lange nicht. Er war der Kompagnon seines Vaters, da meine ich, müßte auch er Kenntnis gehabt haben von allen Geschäften, die der Vater machte. So ganz rein ist er in meinen Augen nicht, ich will das nicht weiter untersuchen; mir muß es genügen, daß sein Vater zu Zuchthausstrafe verurteilt worden ist. Der Sohn eines solchen Mannes kann nie mein Schwiegersohn werden, niemals! Ueberdies ist Theobald Weimar jetzt ein armer Schlucker. Welche Zukunft kann er Dir bieten? Noch nur nicht darauf, daß wir selbst reich sind und Du unser einziges Kind bist; außer einer allerdings glänzenden Aussteuer geben wir Dir nichts mit.“

„Höchstens ein jährliches Nadelgeld für Deine Garderobe!“ warf die Mutter ein, indem sie die Zeitung in den Schoß sinken ließ und das goldene Vorgehen von der Nase nahm.

„Ja, das ebenfalls, aber kein bares Kapital,“ fuhr der for-pulente Herr fort. „Mit meinem Gelde soll kein anderer wirt-schaften, so lange ich lebe.“

„Aber ich kann nicht von ihm lassen, Papa,“ klagte Erna, die tränennassen Augen mit flehendem Blick zu ihm aufschla-gend, „ich würde grenzenlos unglücklich werden.“

„Dummes Zeug!“ fiel er ihr mit einer energischen Hand-bewegung ins Wort. „Rebensarten, die Du einmal in einem Roman gefunden hast. Bedenk doch nur, wie viele Bräute jetzt von dem Verlobten lassen müssen. Theobald Weimar ist auch Soldat, er muß heute oder morgen schon marschieren; ihn kann so gut eine Kugel treffen wie jeden anderen. Na, was dann? Einige Tränen werden geweint, und nicht lange dauert's, so ist er vergessen. Also, mach es auch so, denk, er sei nicht mehr unter den Lebenden.“

„Wie wäre mir das möglich, Papa?“

„Möglich ist alles, wenn man nur will. Und ich will es, und Deine Mama will es auch, damit basta! Dem Sohne eines Zuchthäuslers kann ich meine Tochter nicht geben, das müßtest Du doch einsehen, und darin, daß Du ihm entsagen sollst, sehe ich wahrhaftig kein Unglück.“

Erna bedeckte die Augen mit dem Taschentuch und schwieg. Sie hatte schon am Abend vorher alles gesagt, was sie zur Ver-teidigung ihres Verlobten und ihrer Liebe sagen konnte; sie wußte, daß es fruchtlose Mühe war, die Anschauungen der Eltern zu bekämpfen.

„Gütiger Himmel, wie viele Worte um eine Sache, die un-abänderlich ist,“ nahm nun die Mutter wieder das Wort, wäh-rend sie einen Blick in den Spiegel warf und die koketten Lötchen auf ihrer Stirn ordnete. „Man verbietet dem Herrn einfach das Haus, damit ist die Sache abgemacht. Wegen einer solchen jämmerlichen Partie Tränen zu vergießen, ist einfach lächerlich. Ich war mit dieser Verlobung niemals von Herzen einverstanden; mit Deiner Schönheit und Deinem Reichtum kannst Du auf einen Baron Anspruch machen, Erna.“

„Na, na, da hinaus möchte ich doch nicht,“ sagte Unger kopf-schüttelnd. „Ein armer Edelmann mit seinem Hochmut und seinen noblen Passionen könnte mir auch nicht dienen.“

„Wir haben die Mittel, uns diesen Luxus zu erlauben,“ er-widerte seine Frau, das Haupt stolz erhebend, „und Du wirst für unser Kind gern ein Opfer bringen, wenn sie Baronin werden kann. Wie gesagt, es kann alles noch werden, nachdem die Verlobung mit diesem Manne gelöst ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Lumpenkarls letzte Fahrt.

Skizze von Fritz Ganser.

(Nachdruck verboten.)

Die Julisonne stand wie ein glühender Ball am Himmel und warf ihre sengenden Strahlenbündel auf die von einem grauweißen, mehligem Staube bedeckte Chaussee. Da, wo die wie mit gleißenden Flammern überschüttete Straße sich aus dem Sonnenbrande unter das schattige Laubdach eines Buchenwaldes rettete, stand ein elendes Hundefuhrwerk. Der abgemagerte Hund, ein struppiger Mischling von Bernhardiner und Wolfspitz und einem Stückchen von dänischer Dogge, ein unbeschreiblich häßlicher Roter, dem das notdürftig gestickte Geschirr aus Lederstücken und Leinwandseilen schlotternd um den dünnen Leib hing, lag wie tot und hatte alle viere von sich gestreckt. Nur die fliegenden Flanken und die über die Beine hastig hin- und hergleitende blaßrote Zunge verrieten, daß noch Leben in dem erschöpften Tier war.

Seitab unter einer Buche, hart am Wege, saß der Besitzer des Gefährts, ein Mann im verschoffenen Rock, der, von Fleden in allen Farben und Größen bedeckt, wie eine Landkarte der thüringischen Staaten anmutete. Sein Gesicht war mager und edig und wies einen verbissenen Zug um den Mund auf. Ein alter, abgegriffener Strohhut saß ihm weit hinten im Nacken und ließ die hohe Stirn, auf der dicke Schweißperlen standen, frei. Sie verriet viel Intelligenz, und man sah es auf den ersten Blick: der Mann hatte einmal bessere Tage gesehen, und es war ihm nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einst als der „Lumpenkarl“ durch das Land ziehen müsse.

Denn so nannte man ihn auf allen Dörfern zehn Meilen in der Runde. Das Gewerbe des Lumpensammelns hatte ihm diesen Namen angehängt. Aber wehe dem, der ihn so nannte! Er hätte jedem übel heimgeleuchtet und verlangte, daß man ihn mit seinem eigentlichen Namen: Karl Holten, anredete. Aber wenn er durch die Dörfer zog und sein dünnes; „Klüt — klüt!“ pfiff, hieß es nur: „Der Lumpenkarl ist da!“

Jetzt kam er aus der Stadt, wo er einige Säcke mühselig zusammengepflückter Lumpen in der Papiermühle verkauft hatte, und hielt mit seinem erschöpften Hunde Rast. Nun kam noch das lange Stüd schattenloser, sonnenübergossener Chaussee, ehe er das Dorf erreichte, wo er am äußersten Ende in dem baufälligen, von Kesseln und Wodsborn umwucherten Armenhause wohnte. Und für diesen weiten Weg brauchte man viel Kraft, zumal, wenn man ihn in der glühenden Mittagshitze zurücklegen mußte und so elend heruntergekommen war, wie Lumpenkarl und sein Hund.

Als der Müde eine Weile unter dem Erquickung spendenden Schattendach der Buche geruht hatte, zog er ein schmutziges Leinenbeutelchen, das er an einer um den Hals gelegten Schnur unter dem gestreiften Baumwollenhemd trug, hervor und schüttete den Inhalt, eine Anzahl Nickel- und Silbermünzen, der Erlös für die heute verkauften Lumpen, in die Hand. Dann begann er ein liebevolles, umständliches Aufzählen seines Schatzes. Der weiche Moosteppich war sein Pahltsch.

Er war in seine Beschäftigung so vertieft, daß er einen schnell näherkommenden Schritt überhörte und erst erschrocken aufsaß, als er angeredet wurde.

„Schönen guten Tag, Vater Holten! Verdammt heiß heute!“

Der unter der Buche hob die Hand, die er beim ersten Laut der Begrüßungsworte ängstlich über seinen sauer erworbenen Schatz gedeckt hatte, und erkannte in dem vor ihm Stehenden den Viehkommissionär Klaußen, dem er auf seinen Fahrten häufiger begegnete. Er erwiderte den Gruß und zählte das Geld in das schmierige Leinenbeutelchen zurück.

Klaußen nahm neben ihm Platz und fragte, während er den Schweiß mit dem Handrücken von der Stirn wischte: „Nun, wie stehen die Aktien? Geht das Geschäft?“

Lumpenkarl schüttelte schwermütig den Kopf. „Erbärmlich. Seht Ihr mir und meinem Viehzeug drüben gute Tage an? Ich denke, bei uns beiden schaut das Elend bei allen Ecken heraus. Drei Wochen lang haben wir unseren Karren durch das Land geschleppt, und nun habe ich elende elf Mark im Beutel. Das ist ein Hundeverdienst.“

„Allerdings,“ gab der reiche Kommissionär, dem in drei Wochen andere Summen durch die Hände gingen, zu. „Wie kommt Ihr überhaupt damit aus?“

„Wir hungern halt manchmal.“

„Das ist eine böse Sache, Vater Holten, eine ganz böse Sache,“ sagte Klaußen mitleidig und legte sein dickes, rotes Gesicht in bedauernde Falten. „Ich dachte immer, das Lumpensammeln sei noch ein ganz einträgliches Geschäft. Könntet Ihr denn nichts anderes anfangen?“

„Was denn? Meine Knochen sind alt und mürbe. Ich bin wie ein morscher Stumpf, der zu nichts mehr taugt, als zum Ausroden. Wenn's doch erst zu Ende wär' mit dem ganzen Jammerleben!“

„Vielleicht kommt das Glück noch einmal zu Euch,“ tröstete Klaußen.

„Glück?“ Lumpenkarl lachte höhnisch. „Mein Glück ist längst tot und ein neues wird mir nie mehr blühen.“ Und nun ballten sich seine knochigen Hände zu Fäusten und seine Stimme klang wütendst, als er weitersprach: „Mein Glück hat mir der größte Lump, der ehrloseste Halsabschneider unter der Sonne, mit seinen Bucherzinsen und seinem Betrügen geraubt. . . . Ihr kennt doch die Geschichte?“

„Gewiß. Drüben in Eurem Dorf haben sie mir davon erzählt.“

„Ja, die drüben im Dorf! Das sind auch die Rechten! Von Tür zu Tür bin ich damals vor zehn Jahren gelaufen, als mich das Raubtier von einem — er spie verächtlich aus — „von einem Geldjuden an der Gurgel hatte, und hab' um Hilfe gebettelt. Ausgelacht haben sie mich und gesagt: „Warum läßt du dich mit dem Guldensstein ein? Nun sieh, wie du rauskommst! Wir machen keinen Finger trumm betnetwegen.“ Ich hätt' sie damals würgen können, alle, das ganze elende Pack. Wie ein Wahnsinniger bin ich heimgekommen, wo mein Gläubiger am Tische saß und auf mich wartete. „Nun, haben Sie das Geld, Holten?“ hat er gefragt. „Nicht? . . . Tut mir leid, tut mir sehr leid, aber ich kann nicht länger warten. Bei Gott, ich kann nicht länger warten.“ Und er hat ausgehoben wie ein Fuch, der das Huhn würgt. . . . Ich hab' gebettelt und hab' auf den Knien gelegen vor dem Schuft. Aber er ist hart geblieben wie ein Stein. Und nach zwei Wochen hatte er mich schon von Haus und Hof gejagt. Mein Weib starb vor Gram und meine beiden Kinder hat eine Krankheit dahingerafft. Und ich ziehe nun mit dem Lumpenwagen durch das Land. . . . O, die ganze erbärmliche Bande! Das Blut steigt mir jedesmal zum Kopf, wenn ich in der Stadt an dem Hause des Blutsaugers vorbeikomme. Und würgen möcht' ich ihn, würgen. . . . würgen. . . .“

Lumpenkarls Stimme war so wütend laut geworden, daß der Hund aus dem Schlafe aufsprang und böse knurrte.

„Ruhig, Karo!“ rief ihm sein Herr zu. „Das Knurren nützt uns beiden doch nichts mehr. Und zum Beißen fehlt die Kraft. . . . Laß nur, wir schleppen's schon noch bis zum Ende.“

Seine Stimme war wieder ruhiger geworden und hatte einen schwermütigen Klang angenommen. Und dann versank er in ein dumpfes Vorsichhinstarren. Auch der Hund schlief schon wieder. . . .

Klaußen empfand über so viel menschliches Elend ein aufrichtiges Bedauern und beschloß, Lumpenkarl eine kleine Freude zu machen.

Er entnahm seiner Börse einen Taler und sagte: „Hier, Vater Holten, steckt das zu den elf Mark und denkt, Ihr hättet's für Eure Lumpen mehr gekriegt.“

Einen Augenblick blinzelte der Alte das glänzende Silberstück begehrlig an; dann wandte er sich ab und sah in das sonnenflimmernde Feld hinaus. „Ich hab's Euch nicht erzählt von meinem Elend, um mir

damit ein Almosen zu erbetteln. Ich nehm' halt nichts geschenkt."

"Nehmt's nur!"

"Keinen Pfennig!"

"Ihr seid ein sonderbarer Kauz, Vater Holten." Klausen sagte es fast, als ob er sich verletzt fühlte, und drängte dann noch einmal.

Aber Lumpenkarl schüttelte nur den Kopf und sah starr in das Feld hinaus.

"Wie Ihr wollt," sagte der gutmütige Händler nun und steckte das Geldstück wieder in seine Börse. "Ich hätte Euch wirklich gern ein bißchen unter die Arme gegriffen und Euch eine kleine Freude gemacht. Aber wenn Ihr Euch nun einmal mit aller Gewalt sträubt, das Geschenk anzunehmen, kann ich mir nicht helfen."

Eine ganze Weile saßen beide schweigend. Es war ganz still im Walde und trotz des kühle verbreitenden Laubdaches drückend schwül. Lumpenkarl fielen die Augen zu. Als er nahe daran war, einzuschlafen, klang Klausens Stimme von neuem an sein Ohr.

"Aber vielleicht nehmt Ihr das hier?" sagte er und hielt ihm ein bedrucktes, graues Stüchchen Papier hin. "Eben denke ich daran, daß ich von den Losen zu einer Pferde-Lotterie, die ich neulich einem Bekannten aus Gefälligkeit abgenommen hatte, noch dies eine übrig behalten habe. Die andern habe ich verkauft. Das letzte will ich Euch schenken. Man sagt immer, daß das letzte Los Glück bringt. Nehmt's also, vielleicht habt Ihr Glück."

Lumpenkarl hatte die Anwendung von Müdigkeit längst überwunden. Dieses neue Anerbieten Klausens erregte seine volle Aufmerksamkeit.

Er sah sich den Papierstreifen, auf dem sich die fettgedruckte Nummerzahl breit machte, und in dessen Ecken oben der Preis für das Los vermerkt war, überlegend und nachdenklich an . . .

... Ein Los? Freilich, man konnte damit etwas gewinnen. . . . Aber schenken lassen? . . . Nein! Schenken ließ er sich eben nichts, nicht einmal dies Los im Werte von einer Mark. Aber ablaufen!?

Er verbannte den Gedanken ebenso schnell wieder, wie er ihm gekommen war. Von seinen elf sauer verdienten Mark eine ganze Mark für eine ungewisse Sache ausgeben!? Das wäre ja ein furchtbarer Leichtsinns gewesen! Das konnte, das durfte er nicht!

Aber je länger er das Los anstarrte und dabei den Gedanken erwog, daß er am Ende schließlich doch etwas gewinnen könne, desto größer wurde sein Verlangen nach dem Besitz des Papierstreifens, umso heißer sein Wunsch, es mit dem Glück zu versuchen.

Vielleicht, vielleicht, — — — vielleicht Dieses Vielleicht! Es wurde Lumpenkarl zu einem Glücksschloß mit goldenen Toren.

Und nun zog er schon sein Leinenbeutelchen unter dem Baumwollenhemd hervor, suchte mit zitternden Fingern zwischen den Münzen und hielt Klausen endlich eine blanke Mark hin.

Der schüttelte erstaunt, beinahe beleidigt, den Kopf.

"Es kostet keinen Heller, ich will's Euch ja schenken," sagte er und hielt das Los dicht vor das Gesicht Lumpenkarls.

Ein hoffnungsloser Zug trat in dies Gesicht. Also dann war es nichts mit dem Vielleicht!

Das Geldstück fiel klingend in den Beutel zurück, und sein Besitzer erhob sich mit einem Ruck.

"Ihr wißt, Herr, daß ich kein Geschenk annehme. Behaltet also Euer Los und ich behalte mein Geld."

"Es wäre ja eine Sünde, wenn ich Euch einen Pfennig abnehmen wollte. So seid doch nicht so unvernünftig, Mann."

Klausen war ärgerlich geworden und begann den Stolz der Armut, der ihm vorhin noch Respekt einflößt hatte, nun für den verbissensten Eigensinn zu halten.

"Na, entweder — oder! Wollt Ihr?" Lumpenkarl fragte es schon von der Chaussee zurück und sah, wie Klausen das Los wortlos in seine Brief-tasche steckte.

"Na, dann nicht!" sagte er und ging zu seinem Wagen. Eine Weile baskete er umständlich an einem

Strick, der ein angebrochenes Brett zusammenhalten sollte, und schien sich zum Abfahren nicht entschließen zu können. Seine Hände zitterten und sein Atem flog.

Und plötzlich wandte er sich um und ging mit großen, schnellen Schritten wieder zu Klausen, der sich schon zum Weitergehen anschickte, hinüber.

Seine Stimme klang erregt, als er sagte:

"Ihr habt mich glücksgierig gemacht, ich muß das Los haben. Verkauft mir's!"

Das klang so flehend, so dringend, daß Klausen sich nicht länger sträubte. Er überlegte, daß er dem törichtem Alten das Geld bei Gelegenheit auf die eine oder die andere Weise ja wieder zurückgeben könne.

So kam der Handel zustande.

Lumpenkarl zahlte seine Mark und erhielt dafür das Los, das er sorgsam in seinem Leinenbeutelchen barg.

Nun sah er mit einem Male ganz hoffnungsfroh aus. Der verbissene Zug um den Mund war verschwunden und hatte einem leisen Lächeln Platz gemacht.

"Ich werd' schon gewinnen," sagte er zuversichtlich, als er zu seinem Wagen ging, um den müden Hund mit freundlichem Kopsen und Streicheln und gütlichem Zureden zum Aufstehen zu bewegen. —

Endlich klapperte das elende Gefährt aus dem Schatten der Buchen in den glühenden Brand der mit einem grauweißen, mehligen Staube bedeckten Chaussee hinaus. Aber Lumpenkarl empfand die Hitze kaum noch als eine Last, wie während des ganzen Vormittags.

Er hatte ja ein Los! — hatte ja eine Hoffnung! Eine große, gewisse, feste! — Und die sengenden Strahlenbündel der Sonne dünkten den Hoffenden wie Märchenzerzähler vom Glück.

Lumpenkarl dachte von diesem Tage an überhaupt nur noch an sein Glück. Der Gedanke an die Gewissheit seines Kommens hatte sich in seinem Hirn festgenistet, gleichsam wie ein Spatz im Starkasten. Es galt ihm für ganz selbstverständlich, daß sein Los gewinnen müsse. Alles Elend und Hungern der langen Jahre gebaren dieses Ruß und säugten es groß und stark. Er träumte auf seinen mühevollen Fahrten und daheim in seiner erbärmlichen Behausung von einer sorgenfreien Zukunft. Und an jedem Abend holte er das Los aus dem Leinenbeutel hervor und betrachtete es mit liebenden Blicken. Es war für ihn schon ein Glück, sich im Besitze eines Schatzes zu wissen, der ihn auf einen heiteren Lebensabend hoffen ließ, wie viel mehr mußte nicht erst die Erfüllung dieser Hoffnung ein Glück bedeuten. Ja, ein unendlich großes Glück! —

Wieder war er an einem der letzten Juliabende von einer Fahrt heimgekehrt. Der mit Lumpenkarl ziemlich gefüllte Wagen stand noch vor der Tür, und Raro hatte es sich nach einem reichlichen Trunk aus dem hinter dem Hause vorüberfließenden Bach auf dem spärlichen Rasen unter dem wilden Birnbaum bequem gemacht und wartete auf seine dürstige Abendmahlzeit. Sie war seit Tagen spärlicher ausgefallen. Denn je, da die für das Los gezahlte Mark herausgehungert werden mußte.

Lumpenkarl stand in der dunstigen, verräucherten Küche und las Kartoffeln in einen Topf. Auf dem Herde leckten die ersten Flammen eines eben entzündeten Feuers an trockenen Kiefernholzstücken hinauf und erfüllten den Raum mit einem beizenden Qualm. Ein gespenstisches Schattenspiel lief über die Wände.

Plötzlich vernahm Lumpenkarl einen raschen festen Schritt auf dem Flur. Und als er sich erstaunt umwandte — er hatte noch nie einen Menschen in seine elende Kute kommen sehen — erblickte er in dem Eingang der Küche Klausen, der über das ganze Gesicht lachte.

"Na, Glückspilz," sagte er, "wißt Ihr's schon oder habt Ihr noch keine Ahnung?"

Der Gefragte griff mit zitternden Händen nach einem Halm. Er wußte sofort: jetzt kam sein Glück. Zu antworten vermochte er nicht, so schüttelte er nur den Kopf.

(Schluß folgt.)